

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die Schwester brachte eine große Neuigkeit von Haus mit. Achim, Ediths Verlobter, hatte durch Verwendung wohlwollender Vorgesetzter eine sehr ehrenvolle Dienststellung im Ausland bekommen, als Instruktur in der türkischen Armee, mit dem Range eines Hauptmanns, bei einem recht ansehnlichen Gehalt. So konnten denn, durch diesen unvorhergesehenen Glücksfall, die Verlobten schon jetzt heiraten. Denn, wenn Achim nach drei Jahren wieder in preussische Dienste zurücktreten würde, war ihm ja auch hier der Rang eines Hauptmanns, seinem Dienstalter nach, gewiß. Edith war so einfach glücklich. Die drei Jahre in der Fremde machten ihr nichts. Würde sie doch endlich mit Achim vereint sein. So sollte denn baldigst die Hochzeit gefeiert werden, denn Achim mußte seine Stellung in kürzester Frist antreten.

Diese frohe Botschaft Astrids brachte in Gerdas verdüsterte Seele wieder etwas Licht. Ueberhaupt war die Anwesenheit ihrer Schwester für sie eine Wohltat. Sie zog sie von sich selbst ab. Den ganzen Tag war sie ja mit Astrid unterwegs, bei ihren Einkäufen, bei der Schneiderin, beim Photographieren, beim Warenhausbummel — und abends war Maus der Dritte im Bunde. Ihr Mann war ja durch sein allabendliches Auftreten hinlänglich entschuldigt. Und es war Gerda nur lieb. So trug nichts einen Mißton in ihr Zusammensein, bei dem sie wenigstens für Stunden ihr Leid vergaß.

Auch heute abend waren sie so miteinander gewesen, hatten im Eispalast gemeinschaftlich gegessen und dem bunten Treiben drunten in der Eisarena zugeschaut. Dann hatten Petersens Gerda heimgefahren, und diese stieg nun allein die Treppe zu ihrer Wohnung empor.

Es war erst kurz nach elf und Heinz noch nicht zu Hause. So wollte sie denn, nachdem Jean ihr beim Ablegen behilflich gewesen, in ihr Schlafzimmer treten, als sie im Vorübergehen am Spiegel der Garderobe auf der Präsentierschale einen Brief bemerkte.

Sie griff danach und sah nach der Aufschrift. Für sie, und sie öffnete.

Eine unbekannte Frauenhandschrift — aber kaum hatte sie einige Worte gelesen, da verfärbte sie sich. Doch im nächsten Moment faltete sie den Brief mit schneller Fassung zusammen — Jean stand ja noch hinter ihr. Und sie ging an ihm vorbei in ihr Zimmer. Dort stürzten sich ihre Augen auf die Schrift. Sie las:

„Sehr verehrte Frau!

Sie werden sich wundern, diese Zeilen von einer Ihnen gänzlich Unbekannten zu erhalten, aber der Inhalt meines

Schreibens wird meinen ungewöhnlichen Schritt rechtfertigen. Ich habe Ihnen eine Sie angehende wichtige Mitteilung zu machen.

Ihr Mann hintergeht Sie schon seit langem mit Fräulein Molnar. Es ist im ganzen Theater ein öffentliches Geheimnis; nur Sie allein wissen offenbar nichts davon. Darum halte ich es für meine Pflicht, Sie davon in Kenntnis zu setzen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie das tut, betrogen zu werden in voller Ahnungslosigkeit. Wir Frauen müssen daher zusammenhalten in solchen Fällen.

Verzeihen Sie mir, sehr verehrte Frau, wenn ich Sie mit dieser Nachricht beunruhige, aber es ist zu Ihrem Besten.

Hochachtungsvoll
eine Kollegenfrau.“

Gerda war jeder Blutstropfen aus dem Antlitz gewichen. Eiskalt waren ihre Glieder. So blickte sie unverwandt auf das Schreiben in ihrer Hand.

Also das war es. Nun verstand sie mit einem Mal alles: sein ganz verändertes Wesen gegen sie, das keinen Versuch der Annäherung mehr machte, und sein ständiges Fernbleiben. Betrogen! Schmähtlich verletzt in ihrer Frauen-ehre.

Und es schüttelte sie plötzlich wie ein wilder Krampf. Das ihr — ihr!

Ihre Rechte, die den Brief noch immer hielt, ballte ihn zu einem Knäuel und schleuderte ihn zu Boden, in unaussprechlichem Abscheu.

Doch nach diesem ersten leidenschaftlichen Ausbruch ward sie ruhiger. Die Ueberlegung kehrte ihr zurück.

Sie hob den Brief wieder auf und glättete ihn. Und wie so ihr Auge die Zeilen noch einmal durchging, glaubte sie zu sehen, daß die Schriftzüge etwas Gefünsteltes hatten. Offenbar war die Handschrift verstellt. Da ließ sie das Schreiben aus ihren Fingern auf den Tisch gleiten wie etwas Widerwärtiges.

Warum nicht offen, mit vollem Namen, wenn es Wahrheit war — und so offenkundig, wie da behauptet wurde? Wer sich hinter Anonymität versteckte, hatte wohl eben das Licht zu scheuen.

Und Gerdas Miene ward verächtlich. Ein Moment aus ihrer Mädchenzeit fiel ihr plötzlich ein. Da war auch einmal an den Vater ein solcher Brief gekommen, mit allerlei Klatsch über die Frau eines seiner Hauptleute. Aber er hatte einfach das Schreiben schweigend zerrissen und ins Feuer geworfen.

Daran mußte sie jetzt denken, und es kam alsbald über sie. Eine vornehme Regung und zugleich wie eine Beschämung: Sie, die Tochter, verurteilte auf eine solche bloße Denunziation hin? Als ob sie nicht wüßte, daß beim Theater Klatsch und Mißgunst üppiger wucherten als sonst irgendwo! Wenn nun alles nur eine boshafte Anzettelung war, von irgendeiner ränkevollen Person, die der Molnar Ungelegenheiten bereiten wollte?

Und schon griff Gerda nach dem Briefe, um es zu machen wie einst ihr Vater. Aber da zögerte sie doch wieder. Jener Abend fiel ihr ein, bei Laruns. Hatte sie denn nicht mit eigenen Augen gesehen?

So schwankte sie, bis sie doch einen Entschluß faßte: Nein, sie wollte nicht urteilen, nicht verurteilen, ehe sie Heinz selber gehört hatte. Aber den Brief hier vernichtete sie doch nicht. War er eine Verleumdung, dann konnte er Heinz vielleicht eine Handhabe bieten, um dem Täter auf die Spur zu kommen und ihm sein Handwerk zu legen.

Und sie barg den Brief in ihrem Gürtel. Endlich hörte Gerda ihren Mann kommen. Sie ging schnell und öffnete eigenhändig, ehe Jean von hinten aus dem Dienerzimmer kam.

Heinz war erstaunt.

„Du? Ist Jean denn nicht mehr auf?“

„Doch, aber ich muß dich einen Augenblick sprechen — ganz ohne Zeugen.“

„Manu, was gibt's denn?“

Die Brauen hochgezogen, sah er zu ihr hin, während er den Pelz ablegte.

„Nicht hier — bitte drinnen, in deinem Zimmer.“

„Gut, gut. Aber die Ehre wird ja immer geheimnisvoller.“

Sie erwiderte nichts, sondern ging ihm voraus. Als sie drinnen allein waren, bei verschlossener Thür, und er Licht gemacht hatte, trat sie vor ihn hin und gab ihm den Brief.

„Hier — lies das.“

Er nahm das Schreiben. Ihre Augen hingen an ihm. Nun ein Aufzuden in seinen Schläfen, und ein Aufstampfen des Fußes.

„Lumperei, erbärmliche!“

Es wollte sich ihr ein Stein von der Brust wälzen.

„Alles Lüge, — Heinz — nicht wahr?“

Seine Stirn faltete sich schwer. Er hob die Augen nicht von dem Brief, und so antwortete er endlich langsam:

„Das will ich damit nicht gesagt haben.“

„Also doch wahr?“

Wie ein Schrei drang es plötzlich durch den stillen Raum.

„Ja!“

Und er legte jetzt den Brief mit einem entschlossenen Griff zusammen. Seine Augen richteten sich auf sie, mit einem Ausdruck des Troges.

Gerda stand eine Weile, wie betäubt von einer unerhörten Mißhandlung. Nicht anders, als ob seine Faust sie ins Antlitz getroffen hätte.

Der Anblick weckte ihm da Mitleid und ein Schuldgefühl.

„Gerda —“, und er hob leise nach ihr die Hand.

Aber da schreckte sie zusammen wie vor der Berührung eines Besthaften; ihr Blick traf ihn mit eisiger Kälte, und nun lehrte sie sich von ihm ab. Sie verließ ohne ein Wort das Zimmer.

Heinz Refler blieb unbeweglich. Er starrte finster vor sich hin, die Arme verschränkt.

Bis es an die Thür klopfte.

Nun gab er sich wieder Haltung. Jean kam und wollte melden, daß aufgetragen sei. Aber Refler winkte ihm schon beim ersten Wort ab.

„Der gnädigen Frau ist nicht gut — und ich habe schon etwas genommen. Lassen Sie also nur wieder abtragen. Nur ein Glas Wein bringen Sie mir her.“

So saß Heinz Refler eine geraume Zeit allein in seinem Zimmer, den Kopf in die Hand gestützt.

Heinz Refler ging in das gemeinschaftliche Schlafzimmer hinüber. Gerda war auch hier nicht. So weilt sie wohl noch drüben in ihrem Zimmer. Langsam, wie zögernd, begann er sich zu entkleiden. Aber dann warf er doch noch einmal die seidene Topphe seines Pyjama über und schritt durch die Räume bis zu ihrem Zimmer. Er drückte auf die Klinke, aber die Thür öffnete sich nicht — zugeschlossen von drinnen.

Abermals ein Stutzen bei ihm, dann rief er halblaut ihren Namen.

Ein leises Geräusch drinnen, das Knistern ihrer Gewänder — aber für ihn keine Antwort.

Da kehrte er kurz um. Dumpf flog hinter ihm die Thür ins Schloß.

Gerda verbrachte die Nacht auf ihrem Zimmer in ihren Kleidern. So erwartete sie das Aufbrechen des Morgens.

Da würde sie handeln. Klar sah sie jeden Schritt vor sich. Endlich war die späte Winterdämmerung da. Uebernächtlich und fröstelnd machte sie sich nun ein wenig im Fremdenzimmer zurecht, und bald nach acht verließ sie schon das Haus. Sie fuhr zu Petersens ins Hotel.

Astrid lag noch in tiefem Schlaf, als nebenan im Salon das Stubenmädchen anklopfte und ihr den Besuch der Schwester meldete. Silends sprang sie aus dem Bett, schlüpfte er in die notwendigsten Hüllen und kam nun in ihrer Matinee in den Salon, wo Gerda wartete. Ganz erschrocken rief sie nach dem ersten Blick auf das überwachte Gesicht der Schwester:

„Mein Gott, was ist denn geschehen?“

Da gab ihr Gerda mit starrer Ruhe Antwort:

„Ich bin fortgegangen von meinem Manne.“

Sie erzählte ihr, was geschehen war.

„Aber das ist ja schrecklich, Gerda!“

Astrid schmiegte sich an die Schwester mit herzlichster Teilnahme. Dann sagte sie:

„Nun willst du einstweilen hier bei uns bleiben, nicht wahr? Ich halte es ja auch für richtiger so, bis du die Sache verwunden hast. Aber wie macht man das nun am besten mit Heinz — meinst du, daß zunächst vielleicht einmal Klaus zu ihm geht?“

Gerda, die wieder wie teilnahmslos vor sich hingeblickt hatte, sah jetzt auf:

„Was soll Klaus da?“

„Nun, ich dachte nur so — daß sich doch mal einer vor uns mit ihm ausspricht.“

„Aussprechen? Wozu das? Wir wissen doch beide seit gestern abend, woran wir miteinander sind.“

„Gerda! Du denkst doch nicht etwa —?“

„Gewiß denke ich daran. Nach dem, was geschehen, gibt es für eine Frau, die sich achtet, nur diesen einen Weg.“

„Scheiden willst du dich also lassen?“

Astrid machte eine Gebärde des Erschreckens. Dann griff sie nach der Hand der Schwester.

„Gerda, ich bitte dich inständigst, tu keinen übereilten Schritt!“

Aber die junge Frau machte sich frei.

„Ich habe eine lange Nacht hinter mir, ohne eine Minute Schlaf. Da hab' ich Zeit genug gehabt, alles zu überdenken. Und mein Entschluß ist gefaßt — unwiderruflich: ich fahre nach Hause zurück, noch heute.“

„Um Gottes willen, Gerda! Das wäre ja der volle, unheilbare Bruch zwischen dir und deinem Manne. Das darfst du nicht! Höre auf mich.“

Doch Gerda beharrte auf ihrem Entschluß.

„Ich fahre mit dem nächsten Zuge. Ich bin nur hergekommen, um dir das Geschehene mitzuteilen. Und noch eine Bitte hab' ich an dich. Ich bin von Haus weggegangen, wie du mich hier siehst. Bitte, geh' nachher — nach elf, wo Heinz ja immer schon aus dem Haus ist — zu mir, und pack' mir zusammen, was ich für die nächste Zeit brauche. Willst du mir den Wunsch erfüllen?“

„Natürlich, Gerda. Aber — ich kann's ja noch immer nicht fassen!“

Gerda fuhr in festem Entschluß fort:

„Wenn ich nicht irre, geht der Zug, mit dem ihr damals nach Haus fuhr, etwa um diese Zeit. Vielleicht bekomm' ich ihn also noch. Habt Ihr nicht ein Kurzbuch da?“

„Ja, ich glaube — es ist wohl drinnen bei Klaus.“

„So tu mir den Gefallen und sieh gleich einmal nach.“

„Wenn du denn mit aller Gewalt willst —“ und Astrid ging bekümmert zu ihrem Mann ins Schlafzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Alt-Gießen.

Von Oberbibliothekar Dr. Karl Ebel.

(Fortsetzung.)

In der chronologischen Reihenfolge mache ich jetzt einen kleinen Sprung bis in die Zeit der Romantik. Damals studierte in Gießen ein junger Mediziner, C. F. v. n. er mit Namen, den die Stadt zu einem Gedicht in zwei Gefängen begeisterte. Es erschien 1818 in Kommission bei G. F. Neher, dem bekannten Gießener Buchhändler. Im Vorwort sagt der Verfasser: „Nicht mit Unrecht muß Gießen und seine Umgebungen in gewisser Hinsicht jedem Forscher der Geschichte seines Vaterlandes und jedem Freunde der Natur einige

Aufmerksamkeit abgewinnen. Obgleich die Stadt an sich, hinsichtlich ihrer Schönheit in einem generellen Sinne dieses nicht allein bewirken könnte, so besitzt sie doch, wenn man anderes Schöne und Gute berücksichtigt, manches, das demjenigen, welcher nur diese Seite hervorhebt, nicht entgehen kann, und manches Merkwürdige, manches, was den Einwohner interessiert, und was er und andere lieben.“

Es ist, wie gesagt, die Zeit nach den Befreiungskriegen, in der die Romantik blühte. Gott, Liebe, Vaterland, Natur, sind die Gegenstände der Dichtung. So beginnt auch unser Dichter seinen Hymnus, den er in klassisches Gewand kleidet, mit dem Lobe der Natur. Auf pappelumsäumter Straße schreitet er von der Höhe herab der Stadt zu, die im Morgenlichte vor ihm liegt, so, wie sie uns das Reinermannsche gleichzeitige Bild zeigt:

„Gleich Athen begrüßen uns Deine freundlichen Blicke
Siehst uns abwärts zu Dir Vieles versprechender Sinn.“

Er begrüßt den „graulichen Stadtturm“, die Lahn, die Auen von Herden belebt, den dunkeln Wald, die kunstvoll angelegten Gärten. Dann umfängt ihn mit lebhaftem Verkehr die Stadt selbst, und er gelangt zu den Hauptgebäuden, dem Schloß und dem Kollegienhaus. Was er von dem geselligen Gesehen rühmt, will ich als Probe hierhersetzen.

„Auch an geselligen Freunden sind Giehens Bewohner zu schätzen,
Liebe und traurer Verein knüpft sie fest in ein Band.

Alle die Grazien der Freuden, sie herrschen in jeglichem Zirkel,
Eunomia, Dile traulich mit Euphroine,

Die Charitinnen aller geselligen Freud' und des Schönen
Sinnreich bedeutungsvoll alle zusammen vereint.

Durch anmutigen Ruh' weitweisen die Schönen zusammen,
Nicht das Schöne bedarf — Nächstlich's bedarf nur des Schmucks.

Hier lustwandeln frohe, das Freye liebende Gruppen
Auf beschattetem Weg traulich herum um die Stadt:

Liebliche Schur, erfreuend das Herz am exauquidenden Abend,
Höhest du nur den Reiz Giehens, der gastlichen Stadt!

Du nur allein bist immer ein ungeahmeter Zeuge,
Wie das vertrauliche Herz gern sich dem andern ergiebt.

Gruppen ziehen auch dort zu der nahegelegenen Villa,
Buschgarten man nennt diesen so lieblichen Ort.

Allen den labenden Nektar kredenzet dort Ganymedes;
Auf geschlungenem Pfad wandern die Nymphen dahin.

Nicht so freu'n sich entzückt des Wolls die parnassischen Felsen,
Wenn der liebliche Gott singend auf ihnen erscheint.“

Dreißig Jahre später bestiegt abermals ein Musensohn, Alois Henninger gen. Alois der Taimbe (der Taunusgeborene!), Doktor der Philosophie, den Pegasus und sinat in Versen, die an Schönheit denen der Friederike Kempner den Rang streitig machen, das Lob der Musikstadt. Als Proben seiner „Kunst“ hier nur ein paar Strophen.

Die Nixe der Lahn.

Silbern liegt des Mondes Welle
Auf dem schönen Thal der Lahn,
Und es wiegt auf dunkler Welle
Sich ein schiffgeslochter Kahn.
Eine Jungfrau sitzt am Steuer,
Ihr Gesicht ist reizend blaß;
Doch ihr Auge glänzt voll Feuer
Durch den Schleier, grün und naß,
undsoweiter.

Der Philosophenwald.

Stiller Wald der Philosophen,
Kühler traurer Schattengang,
Lieblingsaufenthalt der Josen,
Dir auch weicht sich mein Gesang!
Und ihr zürnt wohl nicht, ihr Bäume,
Tiefe Denker nur gewöhnt;
Daß ein Sänger bunter Träume
Hier einmal ein Liedchen stöhnt!

In solchen gutgemeinten Versen werden Vertlichkeiten der Stadt und der weiteren Umgebung, aber auch Sagen und Ereignisse der heftigen Geschichte geschildert. Doch würde es zu weit führen, wollte ich hier nicht von weiteren Proben absehen.

Zum Schlusse möchte ich eines Mannes gedenken, dessen Lob Giehens höchst ernsthaft genommen zu werden verdient. Ich meine Karl Menatus Freiherr v. Sendenberg. In einer Zeit, da alle, die unsere Stadt kennen lernten, nur Schlimmes von ihr, ihren Festungswerken, ihren Gassen, ihren Bürgern, Professoren und Studenten zu berichten wissen, nimmt er, der die schönsten Gegenden Deutschlands und Italiens gesehen hat, in Giehens seinen Wohnsitz und behält ihn bei, als nichts mehr seinen Weggang hindert. Ihn fesselt an Giehens der Hauber, der über dem akademischen Leben liegt, der Verkehr mit gleichgesinnten Männern der Wissenschaft, der stille Frieden der Kleinstadt, und nicht zum wenigsten die Armut der Umgebung. Er pflegte zu sagen, daß er nur die Gegend von Niebrich am Rhein und von Neapel derjenigen von Giehens vorziehe. Dafür erklärten ihn die Zeitgenossen für verrückt. Aber Butte, der uns dieses Verdikt berichtet, muß zugeben, daß Sendenbergs Urteil „die volle Ueberszeugung des doch immer viel gereiften Mannes“ enthielt, „wie man dieses schon einigermaßen daraus schließen kann, daß er bei der großen Wahl, die ihm zu

Gebot stand, vorzugsweise gerade den Ort zu seinem Aufenthalt wählte, an welchen ihn doch eben lange Zeit kein besonderes Verhältnis fesselte.“ Butte sucht dann die Gründe für Sendenbergs Vorliebe allein in dem Umgang, den er hier gefunden hatte. Aber dem steht Sendenbergs eigenes Zeugnis entgegen. In einer Sammlung lateinischer und griechischer Gedichte, die er 1785 unter dem Pseudonym Polydorus Nemeaeus u. d. T. Carmina varia selecta latina et graeca herausgab, findet sich ein an seinen Bruder gerichtetes Gedicht, aus dem ich einige Verse mitteile.

Sunt, quibus aurigeri placeant, scio litora Rheni,
Prae cunctis, rapidusve Ister, vel navifer Albis.
At mihi prae multis regio gratissima, Lanus
Parvaeque quam Viseca rigant, habitata colono
Hassiaco, culmen Taunus qua quercifer altum
Elevat, et densis assuevit condere nimbis.
Qua tollit veteres Cleiberga ad sidera muros,
Qua Fezbergiacae cernuntur reliquiae arcis,
Et Koenigsbergae candentia moenia late,
Conditaque in summa, Solmana palatia rupe,
Et navis cui forma dedit sua nomina monsque,
Teutonicorum equitum sacra domus alta cohortis.
Hos inter montes media in convalle patenti
Gissa jacet, dives pratis atque ubere terrae,
Circuitu non ampla quidem, sed amoena virenti
Planitie atque auras Borea purgante salubris...

Gegenüber anderen, so meint Sendenberg in diesen Versen, denen die Rheinufer, die Donau oder die Elbe besser gefallen, finde er am anziehendsten die von Lahn und Wiesel bewässerte Gegend. Im offenen Tal zwischen Gleiberg, Wegberg, Königsberg, Hohensolms und dem Schiffsberg, „dem seine Gestalt den Namen gab,“ liegt Giehens, reich an Wiesen und fruchtbarem Land, nicht groß an Umfang, aber lieblich in grüner Ebene und gesund, weil der Nordwind die Lüfte reinigt. Den Schluß des Gedichtes bildet dann ein Lob des angenehmen Lebens in dieser Stadt und der Wunsich, es möge ihm vergönnt sein, dort seine Tage zu beschließen.

Man sieht, es ist hier, wie in fast allen erwähnten Beschreibungen, übrigens auch in denen, die ich der Kürze halber nicht herangezogen habe, die Umgegend, deren Schönheit Lob gezollt wird. In der Stadt sind es in der Regel nur einige hervorragende Bauwerke, meist öffentliche, die rühmend genannt werden. Nur einer, Dieterich, spricht ausdrücklich auch von den Privathäusern der Bürger.

„Die Häuser der Stadt Giehens,“ sagt er, „geben keinen spanischen Uebermut oder italienische Pracht zu erkennen, sondern sind niedrig, von Holz, mit Leimen und Kalk beworfen und mit Ziegeln gedeckt, haben aber doch wegen der alten Bauart ihr Ansehen. Dies gericht auch der Stadt so wenig zur Unehre, als es Wittenberg dazu gereichte, welches . . . bevor es eine Universität worden, leimerte und mit Stroh gedeckte Häuser hatte. . .“ Wir können uns aber auch von Giehens versprechen, daß es schön wird, wenn die Einwohner fortfahren, teils neue Häuser zu bauen, teils die alten zu verbessern. Das war 1613. 1750 bestätigt Rambach, daß man die von Dieterich gewünschten Fortschritte bemerken könne.

Sehen wir nun zu, was wir vom alten Giehens noch wissen können.

Von der alten Burg, einer an der Stelle des jetzt Häcker Wallenfelsischen Grundstückes und seiner Nachbarschaft gelegenen Wasserburg, sah Winkelmann noch die Mauern mit dem Umgang und den Schießlöchern. Wahrscheinlich war dies der östliche Teil der Umfassungsmauer, der vor der Hinterfront unserer Stadtkirche herzog. Sichtbar sind heute noch Teile der West- und Nordmauer, auf denen das alte Wallenfelsische Wohnhaus steht. Dessen Nordwesteck bildete zugleich die der Burg, über deren Südwesteck sich das Pfarrhaus der Matthäusgemeinde erhebt. Die nördliche Umfassungsmauer setzte sich nach dem Ergebnis der Ausgrabungen des Jahres 1908 vom Wallenfelsischen Hause in der Richtung auf das Dorf fort, wo sie mit der östlichen zusammenstieß. Diese lief durch den Stall, wo sie noch gefunden wird, unter dem früher Knollischen Hause hin und trat in dem Knollischen Höfchen am Burgrabengraben auf die vom Pfarrhaus kommende Südmauer. So entstand ein annähernd regelmäßiges Rechteck. Der Berggrit ist mit großer Wahrscheinlichkeit in dem ganz von mächtigen Steinen und Mauerresten angefüllten vorderen Teil des Wallenfelsischen Hofes zwischen Eingangstor und Stall zu suchen. Als äußere Umfassung der Burg nimmt Freiherr v. Schenk zu Schweinsberg eine erunde Mauer an, die im Westen und Norden dem Lauf des Stadtgrabens folgt, im Osten hart an der Rückseite der Stadtkirche vorbei durch den Turm hindurch und dann, die Kirchstraße überschreitend, hinter den Häusern des Marktplatzes bis zur Gasse „am Burgrabengraben“ zieht. Dort wendet sie sich im Bogen um das „Café Gebl“ herum zum Stadtbach. Die Eingangstore der Burg befanden sich im Zuge der Kirchstraße, das Äußere neben dem Turm, das Innere an der Ecke der Zigarrenfabrik Noll. Gelegentliche Mauerfunde und die gerade Richtung der Hinterfronten der Marktplatzhäuser, zwischen denen und der Umfassungsmauer der Burgrabengraben zog, bestätigen im allgemeinen die Schenksche Annahme.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

— Der Roman von Tampico. Die mexikanische Hafenstadt Tampico, die so plötzlich in den Vordergrund der politischen Ereignisse in dem unglücklichen Mexiko gerückt ist, ist ein lebendes Beispiel für die Romantik modernen industriellen Aufschwunges. Ein ausgezeichnete natürlicher Wasserweg, der durch das Herz einer der fruchtbarsten Regionen der Erde führt, gab der Stadt von Anfang an den Vorteil, den Handel und den Verkehr des Staates Tamaulapas auf sich zu lenken. Die Unternehmungen weitblickender Eisenbahnpelulanten brachten schnell den Beweis dafür, wie klug es war, die Stadt durch einen Schienenstrang mit dem Hinterland zu verbinden, von dem mit Recht so vieles erhofft wurde. Aber der große Aufschwung Tampicos kam im Zusammenhang mit den Petroleumbohrungen und dem Petroleumhandel. Seit 10 oder 12 Jahren begannen die Bohrungen, die die besten Ergebnisse hatten, und sofort tauchten auch die Kapitalisten auf, die die große Zukunft dieses Teiles von Mexiko erkannten und bereit waren, ihr Geld dort anzulegen. Wie groß dieses Vertrauen war und wie großzügig die Kapitalisten vorgehen, erhellt vielleicht am deutlichsten aus der Tatsache, daß im Laufe der letzten Jahre in Tampico und seinem Hinterland nicht weniger als rund eine Milliarde Mark investiert wurde. Im scharfen Wettbewerb mit den Briten, deren Interessen in jener Gegend auf über 300 Millionen Mark beziffert werden. Obgleich der größte Teil dieses Milliardensegens in Schürf- und Bohrungsrechten, sowie in Landpachtungen angelegt wurde, konnte naturgemäß ein gewaltiger Aufschwung des Handels und der Industrie nicht ausbleiben. Nur ein Beispiel: Noch 1907 betrug die Petroleumernte rund eine Million Fässer; 1913 war die Ziffer bereits auf 16 Millionen emporgeschossen. Und dabei ist die Ausnutzung der mexikanischen Petroleumschätze noch in ihren Anfängen. Tampicos Zukunft ist unlosbar mit der Weiterentwicklung der Petroleumindustrie verknüpft, aber die Stadt verfügt noch über andere unabhägare Hilfsquellen. Sie liegt etwa 6 englische Meilen von der Mündung des Panucoflusses entfernt: an einer Stelle, wo Schiffe von mehr als 7 Metern Tiefgang Einfahrt haben. Das weiter südlicher liegende Turpan bietet größeren Schiffen nicht entfernt die gleichen Möglichkeiten. Der Hafen von Tampico ist wettergeschützt, und so konnte es nicht ausbleiben, daß er in kurzer Zeit den größten Teil des Küstenhandels an sich zog. Die schnell zunehmende Bevölkerung der Stadt enthält eine unverhältnismäßig hohe Anzahl sprechender Einwohner. In der Tat ist der Prozentjah anlässiger Amerikaner und Engländer nirgends so groß wie in dieser Gegend Mexikos. Ueber den Hafen von Tampico läuft der ganze Export der Nachbarregionen, die ungewöhnlich fruchtbar sind und Zucker, Kaffee, Kautschuk, Kupfer und Erze ausführen. Die günstigen Bodenverhältnisse machen für die nächsten Jahre das Ausblühen eines großen Obst- und Gemüsehandels zur Sicherheit. Hierbei kommt die Schiffbarkeit der Wasserwege der Stadt zugute.

— Heilkuren für Dramatiker. Auch die deutschen Verleger könnten von Herrn Charles Frohman, dem bekannten englisch-amerikanischen Impresario, manches lernen. Herr Frohman ist nicht nur ein glänzender Geschäftsmann, er kennt auch die menschliche Seele und, was noch mehr besagen will, — die Seele der Dichter und speziell der Dramatiker. Seit langem hat der großzügige Impresario die Beobachtung gemacht, daß die erfolgreichsten dramatischen Schriftsteller stets dazu neigen, dasselbe Stück wieder zu schreiben oder zu variieren, solange sie nicht ihrem Leben mit dramatischer Gewalttätigkeit eine Kursänderung aufzwingen. Die größte Gefahr für den Dramatiker ist anscheinend der große Kassenerfolg; je länger der Dichter auf ihn warten mußte, um so verberender wirkt er, wenn er kommt; die errungene finanzielle Unabhängigkeit, die gesicherte Position, die Anerkennung und die plötzlich erwachte Höflichkeit der Theaterdirektoren — das alles kommt zusammen, um den Dichter in einen Zustand behaglicher Zufriedenheit zu versetzen, die Freunde des Heims und der Familie dürfen zum erstenmal sorgenfrei genießen werden, mit Frau und wenn möglich mit den Kindern können zum erstenmal große Reisen unternommen werden, kurz alles verlockt zu behaglichem Genießen. Zur Sorglosigkeit kommt die Gewohnheit, und das Ende ist, daß der Dramatiker aufhört, in die Welt zu blicken, daß er aufhört, dramatisch zu erleben und daß er nur aus einem gewissen Pflichtgefühl heraus sozusagen literarisch Konflikte konstruiert, die er dann in die Form eines Schauspiels gießt, ohne selbst diese Konflikte bis zur Reize durchgekostet zu haben. Charles Frohman hat im Interesse der Dichter gegen diese Gefahr und gegen diese „Krankheit der modernen Dramatiker“ eine Heilkur erfunden, die Heilkur für Dramatiker. Sie ist radikal und doch nicht allzu schmerzhaft; und mit Geld und guten Worten hat der kluge Impresario bisher noch immer seine Patienten gerettet. Sein Verfahren besteht einfach darin, daß er die Dichter dazu bringt, auf einige Zeit, auf sechs Monate, besser aber auf ein ganzes Jahr, die Freunde des Daheim und die stillen Genüsse des Familienlebens zu entbehren. Meist sollen sie hinausziehen in fremde Welten, den Blick wieder von sich hinaus in die Menschheit richten, neue

Verhältnisse, neue Menschen sehen; und dann wird das Auge des Dichters schon das übrige tun und auch neue Konflikte erfassen und gehalten können. Das erste Experiment wurde mit dem bekannten englischen Dramatiker Somerset Maugham unternommen; der Dramatiker verließ Heim und Familie und zog auf ein Jahr nach Canada. Und die Frucht war ein Drama: „Das gelobte Land“, das in Canada spielt und in New York einen Riesenerfolg gehabt hat. Der zweite Patient war Sir J. M. Barrie, der ebenfalls nach Amerika expediert wurde; und wieder endete es mit einem vollen dramatischen Heilerfolg. Nun schickt Frohman den amerikanischen Dramatiker Willie Collier aus seiner amerikanischen Heimat nach London, auf ein Jahr — und gewiß wird auch hier poetische Genesung folgen.

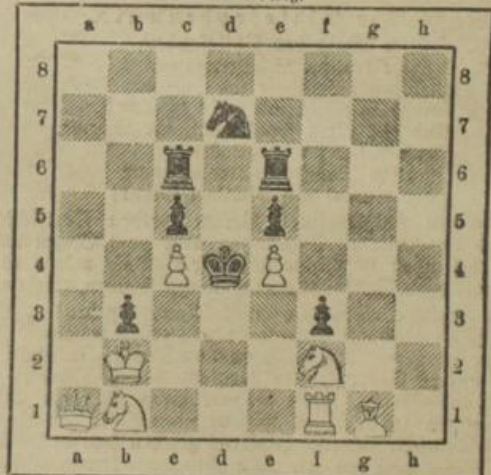
* Der Vorsichtige. „Ach, ich vergaß noch zu erwähnen, daß ich Ihnen den Anzug, den ich bestellt habe, erst am 30. April bezahlen kann.“ „Das macht nichts, Herr.“ „Gut. Wann soll ich dann zur Ausprobe kommen?“ „Am 1. Mai, Herr!“

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

* Die Fremdwörter und der gute Ton. Wer vor 60, 70 Jahren durchaus aus Büchern lernen wollte, wie er sich zu benehmen habe, kaufte sich ein „Komplimentierbuch“. Heute ist dieser fremdländische Vuchtitel abgeschafft. Wir nennen Bücher dieser Art etwa: „Daubuch der feinen Lebensart“ oder „Anstandsbuch“ oder „Der gute Ton“. Aber auch in ihrem Innern zeigen diese Bücher, daß das Fremdwort eine schwere Niederlage erlitten hat. Im Gegensatz zu dem Komplimentierbuch vergangener Tage belehren sie ihre Leser, daß es ein Zeichen seiner Lebensart ist, deutschem Worte die Ehre zu geben. So schreibt J. von Wedell in ihrem vielgelesenen Buche „Wie soll ich mich benehmen?“. „Auch wende man kein Fremdwort für das an, was gut deutsch ausgedrückt werden kann. Dieses Wort gilt für alle, die ihre Unterhaltung mit Fatalitäten statt Mißgeschick, mit Eventualitäten statt Möglichkeiten spicken und dadurch den Widerspruch deutlich deutender „provokieren“. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts galt es als fein, solche fremden Wörter einfließen zu lassen. Man zeigte dadurch seine Bildung. Heute ist es gottlob anders. Da schämen wir uns unserer guten deutschen, treffenden, kernigen Wörter nicht mehr.“ Die achte Auflage des „Guten Tones in allen Lebenslagen“ von Franz Ebhardt rechtfertigt noch eingehend den Gebrauch von Tischkarten in französischer Sprache; die sechzehnte Auflage lehrt uns, daß man heute seine Ehre darin setzt, die Speisen deutsch zu benennen. Mit Recht: Kaiser und Könige fangen hier und da schon damit an. Sind das nicht vornehme Leute? Wieder ein anderes Anstandsbuch sagt dem Leser, der Besucharten abgeben will: „Die französischen Bezeichnungen in den Gärten sind mit Recht veraltet und abgetan, man findet sie höchstens noch bei sehr eingefleischten Kleinstädtern.“ U. A. J. n. ist zwar etwas länger als p. p. e., wird aber doch leichter verstanden. Sehr gut sagt das Buch der Konfianze von Franke: „Sei vorsichtig in der Anwendung von Fremdwörtern. Das beste ist ein reines, schönes Deutsch.“ Wir freuen uns dieser Zeichen der Zeit, wenn wir auch meinen, daß jeden deutschen Mann und jede deutsche Frau vor allen Dingen das Herz antreiben müßte, das heimische Wort dem fremden vorzuziehen. M. Rau (Zwickau).

Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Gleichklang-Charade in voriger Nummer:
Goldgräber.